

# Ermländische Zeitung.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Feiertagen. Vierteljahrspreis: in unserer Expedition Mk. 1,30, bei den Abonnenten ins Haus geschickt Mk. 1,70, auf den Reichspostanstalten am Schalter Mk. 1,50, durch Postboten ins Haus gebracht Mk. 1,92.

Mit den Beilagen: St. Adalbertsblatt, Illustrierte Beilage und Ratgeber für Landwirtschaft u.

Anzeigen werden bis 9 Uhr vormittags am Tage vor der Ausgabe erbeten. — Preis für die ein- spaltige Zeitzeile oder deren Raum 12 Pfennige. Belagerungspreise, falls erwünscht, das Fache. 10 Pfennige. Adresse für Telegramme: Ermländische Zeitung, Braunsberg. Telephon Nr. 47.

## Apollitische Zeitläufe.

N. Berlin, 16. Oktober.

Zoll, Zoll und wieder Zoll! Alle Welt redet in einem fort vom Zolltarif.

„Ein Glück noch,“ sagte dieser Tage jemand, „daß die Gedanken zollfrei sind.“ Ich fragte ihn, ob er denn das sicher wisse. So kamen wir in einen Disput über „Gedankenfreiheit,“ an dem Schillers Marquis Posa wenig Freude gehabt hätte.

Gedanken sind zollfrei, soweit es sich um die Wage und den Maßstab der Steuerbeamten handelt. Aber es wäre leichtsinniger Aberglaube, wenn man den Spruch so auslegen wollte, als ob alle Gedanken vor Verfolgung und Strafe hier auf Erden gesichert seien.

In den siebziger Jahren, als der Kulturkampf tobte, wurde bekanntlich ein gewählter Bürgermeister von der Bestätigungsbehörde gefragt, ob er auch die Maigesetze in seinem Amt ausführen werde. „Jawohl,“ sagte er. „Aber,“ fragte die Behörde weiter, „werden Sie das auch gerne thun?“ Darauf konnte er nicht ja sagen und wurde deshalb nicht bestätigt. Die strengen Vorgesetzten drangen also in sein inneres Gedanken- und Gefühlleben ein, und seine Gedanken und Gefühle blieben nicht zollfrei, obgleich er versichert hatte, daß er sich bei seiner Amtstätigkeit nicht von ihnen, sondern vom Gesetz leiten lassen werde.

Es war eine grobe, gewaltthätige Gedankenleserei, als man dem Gewählten die Frage stellte, ob er's gern thäte. Es giebt auch noch eine feinere, sanftere Gedankenleserei, und die wird fort und fort geübt, von den Beamten und von den Brotherrn und von der ganzen Gesellschaft.

„Was für eine Gesinnung hat der Mann?“ so lautet die Frage, und die Antwort wird zusammengesetzt aus einer bunten Menge von „Anzeichen“, wie ein Hofaufbild aus einem Haufen kleiner Steinchen. Spitzel und Ohrenbläser giebt es in Hülle und Fülle. Den lieben Nächsten mit Zucksaugen zu beobachten, ist ihre Lieblingsbeschäftigung. Ihre Parole haben sie von Herrn Sabot: „Das läßt tief blicken.“ Wenn jemand bei einem Liebeshoch mit seinen steifen Beinen nur langsam aufstehen kann, so läßt dieser Mangel an Begeisterung schon tief blicken. Wenn jemand aus angehorener Gutmütigkeit mit einem unbeliebten Mitbürger ein par heftige Worte wechselt, kann seine Gesinnungstreue

schon verdächtigt werden. „Sage mir, mit wem du umgehst.“ Auch Schweigen kann ungünstig ausgelegt werden: „wäre er wirklich mit dem Herzen bei der Sache, so würde er doch nicht den Mund zutneifen.“ Und dann das Studium der Mienen! Es wird „festgestellt“, daß der Mann in dem betreffenden Falle ein gleichgültiges oder ärgerliches oder spöttisches Gesicht gemacht habe, und daraus wird frischweg gefolgert, daß er verständnislos oder mißgünstig oder gar verächtlich dieser hochwichtigen Angelegenheit gegenüberstehe.

Wenn vor dem Strafgerichte dunkle Angelegenheiten zur Verhandlung stehen, wird oft mit dem Indizienbeweise gearbeitet, d. h. die Schuld soll durch eine Reihe von Anzeichen erwiesen werden, von denen keines für sich durchschlagend ist, aber alle zusammen schwer in die Waagschale des Verdachtes fallen. Obgleich bei Gericht nur mit eidlichen Aussagen und unter mannigfaltigen Verteidigungsmitteln gearbeitet wird, führt doch der sogenannte Indizienbeweis nicht selten zur Verurteilung eines Unschuldigen. Und das Gericht will nur Handlungen aus Anzeichen feststellen! Die erwähnten Gedankenleser und Gesinnungsriecher wollen aus einzelnen Indizien, die obendrein meist schlecht beglaubigt sind, nicht bloß auf faßbare Handlungen, sondern sogar auf das innere Denken und Fühlen schließen: sie trauen sich zu, den Grund des Herzens durch ihren leichtfertigen Indizienbeweis blozulegen zu können.

Und wenn auf diese Weise wirkliche oder angebliche Gedanken eines Menschen „festgestellt“ sind, so bleiben sie durchaus nicht zollfrei, sondern der Betroffene muß oft verzweifelt hart dafür zahlen. Er wird in seiner Laufbahn gehemmt, in seinem Erwerb geschädigt, er verliert das Vertrauen und die Freundschaft in seinen Kreise, er bekommt einen Korb, wird im geselligen Verkehr geschnitten, mit Nadelstichen bis aufs Blut gepeinigt, sogar grob gekränkt und beleidigt. Und wenn er aufbegehrt mit der Frage: was habe ich denn gethan? — so zuckt man die Achseln oder höchstens sagt ihm eine mitleidige Seele, daß man seiner Gesinnung nicht recht traue.

Die Spürkraft der berufenen und ungerufenen Spitzel thut es übrigens nicht allein. Es ist überhaupt sehr schwer, seine Gedanken und Gefühle zu verbergen, und auf die Dauer gelingt es nur ganz selten. Heuchelei ist eine mühsame Kunst, schwieriger noch, als das zeitweilige Schauspiel auf dem Theater. Die Heuchelei ist ein Mantel, der

hier und da Löcher hat; wenn eine Zeitlang die Falten kunstvoll so gelegt und gehalten werden, daß niemand das Loch sieht, so kommt doch mit der Zeit mal ein Windstoß, oder sonst ein Eingriff, der die raffinierte Faltung verzieht und einen Einblick auf das Unterzeug gestattet. Der Krug der Heuchelei geht auch so lange zu Wasser, bis er bricht, und nicht selten hat er vor dem Krach schon Risse erhalten, die für scharfe Augen nicht verborgen geblieben sind. Wenn z. B. ein Nachbar, der uns haßt, sich auch alle Mühe giebt, den Liebeshwürdigen zu spielen, so röhrt uns doch in der Regel bald in seinem Auge oder seinem Gebahren etwas auf, was uns „nicht ganz richtig“ vorkommt. Sehr gefährlich für die Heuchler ist das Liebermats von Freundlichkeit und Güte, zu dem sie sich in ihrem Komödianteneifer verleiten lassen. Wer uns allzu süß entgegenkommt, wird widerlich, und wer sein angebliches Mitgefühl für andere Leute in einem Strom von klugvollen Worten von sich giebt, der erweckt den Verdacht, daß er die Nächstenliebe bloß auf der Zunge, aber nicht im Herzen sitzen habe. Nebenher geht es oft den genußsüchtigen und lüsternten Leuten, die sich auf die Sitzsamkeit und Selbsterleuchtung hinausspielen wollen; statt sich rüthsam zu gebenden, stellen sie sich prüde, und wenn sie ein tugendstrenges Gesicht aufsetzen wollen, so wird eine pharisäische Grimasse daraus.

Bei dem Menschen, der heuchelt oder etwas Häßliches verbirgt, besteht ein Zwiepalt zwischen seinen Worten und seinen Gedanken, seinen Mienen und seinem Herzen. Er gleicht einer Glode, die einen verborgenen Riß hat; ihr Ton klingt nicht voll und rein, man hört heraus, daß etwas nicht in Ordnung ist, wenn man auch nicht sofort weiß, wo und wie beschaffen der Schaden ist. Der ehrliche Mensch, der sich giebt, wie er ist, wirkt angenehmer, wenn er auch seine Schwächen hat. Man sagt sich, der Mann belügt und betrügt uns wenigstens nicht, wir wissen, woran wir mit ihm sind, und werden schon mit seinen Eigenheiten zurecht kommen.

Daraus folgt: Da wir doch einmal keine Engel sein können, so ist es am klügsten, uns als ehrliche Menschen zu geben und auf Heuchelei zu verzichten. Das geht aber nur, wenn wir auch unsere Gedanken so einrichten, daß sie sich sehen lassen können. Wer das z. B. sich vorgaukeln wollte, es genüge ja, wenn er keine tatsächlichen Ausschweifungen begehe, und er könne schon sich künsterne Gedanken gestatten, der wäre schon auf

## Durch Nacht und Eis.

Nach wahren Begebenheiten erzählt von Max Pemberton. (Nachdruck verboten).

In Nacht und Wind auf dem Meere.

Die Nacht hielt immer noch Kurs nach Westen. Die Lampen in ihren Rabinen waren ausgelöscht, sie führte auch keine Laternen, und über dem Schornstein zeigte sich keine Feuersäule mehr. Mit großer Geschwindigkeit und fast lautlos glitt sie durch das Wasser, nur das Singreifen der Schraube und das Schlagen der Wellen an ihren gewölbten Bug unterbrachen die Stille. Bis jetzt war der Lichtbogen, welcher wie ein goldener Teppich auf dem Meere lag, noch nicht so weit ausgebreitet, daß seine Strahlen auf die Nacht fielen. Das Boot fuhr nordwärts des Lichtkreises, seine Mannschaft beobachtete in einer nicht zu beschreibenden Aufregung das weitere Fortschreiten desselben. Die Männer hielten die Fäuste, als der große Scheinwerfer herumgedreht wurde und sein voller Glanz sie blendete. Aber immer noch schützte die Dunkelheit das Schiff, und nur an der Stelle, wo die hellen Strahlen hinfielen, aber das Meer beleuchtete.

„Sie halten auf Süden zu, Herr Hauptmann“ meinte der alte John Hoot, der am Steuer stand. „Wir wollen nach der deutschen Küste fahren, da werden wir den Kerls schon entwischen. Diese Russen können mit uns nicht konkurrieren.“

John war ein alter, erfahrener Seemann, der mit Freuden dem Vorschlag zugestimmt hatte, eine Landsmännin, eine Engländerin zu retten. Er verachtete alles Fremde und glaubte, kein Schiff sei ein Boot, das in England gebaut sei, gewachsen. Für ihn war die gefährliche Fahrt ein Genuss und eine Freude, und das plötzliche Erscheinen eines Kriegsschiffes erschreckte ihn durchaus nicht. Sollten sie wirklich gefangen werden, was er nicht glaubte, so würde schon der englische Konsul für ihre Befreiung sorgen. Paul teilte diese Hoffnung durchaus nicht, und noch dazu war für ihn dieses grelle Licht eine Erinnerung an alles das, was er verloren; an Kronstadt, an seine Freunde und an seine Entfernung von denselben.

„Der Kreuzer fährt nach Süden, John,“ sagte Paul düster, „aber es wird nicht für lange sein. Jetzt ist er sogar verschwunden.“

Der Hauptmann und John wunderten sich über diese neue Thatsache. Auch der Lichtbogen war erloschen. Der Himmel war mit dichten Wolken bedeckt, ausgenommen ganz

hinten am Horizont, wo ein kleiner Lichtfleck sich befand, der auf einen klaren Himmel am nächsten Morgen deutete. Zehn Minuten lang fuhr die Jacht in voller Dunkelheit dahin, als die mächtigen Strahlen wiederum zu scheitern begannen, und ihr Glanz suchend über die Wasser fiel. Langsam bewegten sie sich hin und her. Erst beleuchteten sie die schwarzen Segel eines Fischerbootes, dann fielen sie auf den dunklen Rumpf eines in der Ferne fahrenden Dampfers, und zwar so deutlich, daß man die Leute auf dem Deck zählen konnte. Endlich aber ruhten sie auf der „Esmeralda“, fasten die Jacht vollkommen in ihren Lichtkreis und befühlten sie wie mit goldenen Fingern.

In diesem Augenblick brachte niemand an Bord ein Wort über die Lippen. Die Hand des alten John befand sich immer noch am Steuerrad. Paul beobachtete schweigend, wie wenn ihm die Zunge gelähmt wäre, die hin und her eilenden Strahlen; und Reuben, der seinen Kopf aus dem Maschinenraum hervorgestreckt hatte, zeigte ein Lächeln, wenn gleich es jetzt unnatürlich und gezwungen ausfiel. Minuten vergingen, ohne daß die Stille unterbrochen wurde. Das Licht des Scheinwerfers ruhte voll auf dem Fahrzeug und beschien jedes Segel und jedes Tau. Und die einzige Antwort, die die „Esmeralda“ darauf gab, war, daß sie mit noch größerer Geschwindigkeit als vorher die Wogen durchstellte. Reuben fand zuerst die Sprache wieder.

„Das ist der „Peter Weliky“,“ sagte er ruhig. „Ich könnte ihn aus tausenden heraus erkennen. Er führt vier Zwölfpfüller, und nach den Büchern hat er vierzehn Knoten Geschwindigkeit.“

„Zum Rudel mit den Büchern!“ rief John Hoot; „die Frage ist jetzt, was für eine Geschwindigkeit er in Wirklichkeit hat, und wann er sie zeigen wird.“

Reuben grünte wieder. „Er zeigt sie jetzt schon, John. Wenn du tanzen willst, so ist die Musik jetzt da.“

Ein Kanonenschuß ertönte durch den Sturmwind, und der Pulverdampf hing einen Augenblick gleich einem Luftballon über dem Deck des „Peter Weliky“. Da hörte Paul plötzlich eine Stimme, und sich schnell umwendend, erblickte Marianne.

„Ich kann nicht unten bleiben,“ sagte sie, „ich ersticke dort. Und ich sah auch das Licht, Paul.“

Sie blieb an seiner Seite stehen. Jetzt hatte sie nur Furcht für ihn, der, um sie zu befreien, Leben und Ehre aufs Spiel gesetzt hatte.

Langsam bewegte sich der Kreuzer über das braufende Meer. Die Schiffe fuhren jetzt in einem Abstand von einer

Meile hinter einander her, aber der Peter Weliky konnte an Schnelligkeit mit der Jacht, die bei Yarrow in London gebaut war, nicht konkurrieren. Die Esmeralda behielt ihren Vorsprung bei und hielt auch ihren Kurs inne, selbst als der Kanonenschuß über dem Wasser aufstammte und eine Granate zischend weit hinter ihr in die Wogen fiel. Die Entfernung zwischen dem Kriegsschiff und der Jacht vergrößerte sich immer mehr, und der alte John Hoot hatte eine ausgelassene Freude, indem er immer wieder sagte, daß gegen ein englisches Schiff kein anderes auskommen könnte, worin aber nur Marianne mit ihm völlig einer Meinung war.

Das junge Mädchen hatte ebenso wie die anderen ein eigentümlicher Kampfesifer ergriffen, der selbst den Tod verspottete. Die Wangen gerötet, die kleinen Fäuste geballt und die Augen Blitze sprühend, stand sie da im Lichte der weißen Strahlen des Scheinwerfers.

Eine zweite Granate fuhr zischend durch die Luft und fiel dann, ohne Schaden anzurichten, ins Meer, aber weit näher bei der Esmeralda, als der erste Gruß. Marianne konnte immer noch nicht den Ernst der Lage begreifen, sie glaubte nicht, daß irgend etwas auf der Welt ein Schiff gefährden könne, das durch englische Mannschaft geleitet und in London durch englische Ingenieure gebaut sei, und außerdem hatte sie ein hingebendes Vertrauen zu ihrem Bräutigam. Er würde sie retten, davon war sie schon seit dem Beginn jener furchtbaren Tage fest überzeugt gewesen.

Sie stand Seite an Seite mit Paul auf dem Verdeck und blickte auf das Meer hinaus. Für jetzt schien die Gefahr vorüber zu sein, denn die Entfernung zwischen beiden Schiffen war sehr groß geworden. Der Lichtkreis des Scheinwerfers berührte die Esmeralda kaum mehr, Stille herrschte auf der See, und die Kanonen des Peter Weliky schwiegen. Wiederrum tauchte die Jacht in den willkommenen Schatten unter, und heller Jubel brach jetzt über das glückliche Entkommen aus der Gefahr unter der Befragung aus. Ein lautes Hurrah ertönte über das Meer, die Antwort der vier Mann der Esmeralda an die vierhundert an Bord des Peter Weliky.

„Wir haben das Rennen gewonnen!“ rief der alte John Hoot. „Ich sagte es ja, Russen können sich nicht mit Engländern messen!“

Paul aber rief: „Wivat die Esmeralda!“ und dieser Ruf wurde sofort von den Männern aufgenommen, die jetzt zu allem bereit waren, die sich aber dessen wohl bewußt waren, daß sie die Landsleute desjenigen Mannes besiegten hatten, der ihr Herr war.

(Fortsetzung folgt.)